

Eine prickelnde Neuinszenierung von Leonard Bernsteins immer noch überraschend aktuellem Musical am Staatstheater

Die West Side ist überall



Daniel Jenz (Tony) und Anna Nesyba (Maria)



Kein Happy End: drei Tote, und am Ende haben alle blutige Hände. Das Ur-Musical „West Side Story“ von Leonard Bernstein, 1957 in New York erstmals aufgeführt, jedenfalls ist nicht schuld an den vielen Nachfolgern, in denen stets das Süße gegen das Bittere den Sieg davonträgt. „West Side Story“ ist eine Klasse für sich, in ihrer harten Handlung, in der Kombination der Künste und zuerst in ihrer Musik, die an Schärfe, an Genauigkeit und an Einfallsreichtum in diesem Genre nach wie vor unerreicht ist.

Das Musical des Amerikaners, der am 25. August vor hundert Jahren geboren wurde, geht immer. Wenn Theater sich nur ein wenig Mühe geben, können sie mit vollen Häusern rechnen. Kassel hat sich nicht nur ein bisschen, sondern sehr viel Mühe gegeben. Der junge Regisseur Philipp Rosendahl hat sich gleich eine neue Ästhetik vorgenommen, wollte das Stück nicht im New York der Fünfziger, sondern im Kassel von 2018 ansiedeln. Hoffen wir, dass er die brutalen Szenen des Stücks nicht an Brennpunkten der Fuldastadt wiedererkannt hat ...

Also kein Manhattan, sondern zeitlose Szenerie. Am Anfang große Röhren, Unterwelt. Die Gangs, hier die amerikanischen Jets, dort die puerto-ricanischen Sharks oder Chicos, purzeln für ihren ersten furiosen Auftritt daraus. Ihre Kleidung und Frisuren, blau für die einen, rotorange die anderen, und Frisuren in diesen Farben machen sie

unterscheidbar. Was die beiden Banden auf die Bühne zaubern, ist allein schon den Besuch wert. Die Choreografie (Volker Michl) für die teils von außen, teils aus dem Tanztheater des Staatstheaters verpflichteten Akteure ist allererste Klasse. Flexible Bühnenelemente schaffen Abwechslung und Räume für die verschiedenen Szenen. Sogar der berühmte Balkon von Romeo und Julia kommt vor.

Wer darf am amerikanischen Traum teilnehmen? Wem gehört die Straße? Die einen, die „native boys“, waren schon immer da, die anderen sind gerade erst hinzugekommen. Einmal Einwanderer, immer Einwanderer, beklagen sie sich. Amerika den Amerikanern, meinen die anderen – auch wenn sie aus Polen stammen wie der schöne Anton-Tony. Maria jedenfalls ist sicher: „I like to be in America.“ Ist das Stück wirklich vor sechzig Jahren geschrieben worden, nicht erst kürzlich? Man muss gar nicht mit dem Finger über den Atlantik zeigen. Anknüpfungspunkte gäbe es auch an Rhein und Ruhr zuhauf. Zum Glück widersteht Rosendahl allzu konkreten Aktualisierungen. So bleibt die Sache im Allgemein-Menschlichen, und das ist gut so. Der Mensch ist dem Menschen ein Wolf. Nichts Neues also.

Die innigen Momente von Maria und Tony wechseln mit dem genussvoll ausgespielten Straßenkampf. Nur zweimal steht die Welt still wie bei Dornröschen: als Tony und Maria

sich verlieben und als sie von einem „place for us, somewhere“ träumen, in dem alles gut wird. Beim zweiten Mal bebildert ein Film die Utopie. Der Regen wäscht die trennenden Farben ab, und doch gibt es bald wieder Kinnhaken. Kein bisschen Frieden ... Das enge Stübchen im Buchstaben „e“, in dem das Liebespaar sich seinen Träumen hingibt, es wird nicht zur Welt werden. Dass Hass und Blut keine Lösung sind, erst über Tonys Leiche dämmert es den Straßenkriegern, so wie es am Ende von Shakespeares „Romeo und Julia“ den Überlebenden dämmert.

Regiekonzept also aufgegangen, Tanz und Darstellung bravourös. Und auch die Musik gelang. Alexander Hannemann leitet das erweiterte Kasseler Staatsorchester mit Pfiff, straffen Tempi und Händchen für die Ausmalung der Szenen. Die beiden Hauptdarsteller schließlich hatten einen ebenso großen Anteil am Erfolg der Premiere. Anna Nesyba als Maria verstand es, mühelos zwischen verliebt, kokett und tragisch zu wechseln, und Daniel Jenz als ihr Tony war ein passender, wenn auch etwas steifer Gesangspartner, der nach kleinen Schwierigkeiten beim Song „Maria“ für die ersten feuchten Augen sorgte. Sehr gut auch Anna Thorén als quirilige Anita.

Riesenapplaus. Keine Karten bis Spielzeitende.

Johannes Mundry

Aufführungen in Bad Arolsen

Die Glasmenerie

„Mit unserer bisherigen Theaterarbeit auf der Freilichtbühne hat unser momentanes Vorhaben wenig zu tun“, freut sich Erich Müller, Regisseur der Freilichtbühne Twiste. Mit ihm haben sich vier junge Amateurschauspieler zusammengefunden, im neben dem sommerlichen Hauptprogramm eine kleine Inszenierung in den kälteren Monaten auf die Bühne zu bringen. Gespielt wird „Die Glasmenerie“ von Tennessee Williams. Der amerikanische Klassiker aus den 1940er-Jahren handelt vom Leben einer kleinen Familie in St. Louis: Der Vater ist vor Jahren verschwunden, sein lebenshungriger Sohn Tom verdient notgedrungen das Geld.

Mutter Amanda dagegen zehrt noch von ihrer Vergangenheit als Südstaatenschönheit. Als sie herausfindet, dass ihre verschlossene Tochter Laura die Sekretärinnenschule aufgegeben hat, sieht sie nur noch eine Möglichkeit: Tom muss einen Verehrer auftreiben, den Laura heiraten kann.

Gespielt wird das Stück an einem ebenso spannenden wie ungewöhnlichen Ort: im Christian Daniel Rauch-Museum Bad Arolsen. Aufführungen gibt es am 21., 24. und 25. Februar sowie am 2. März jeweils um 19:30 Uhr. Die Kartenreservierung wird empfohlen: info.@freilichtbuehne-twiste.de.

